



## Bitte nicht am Klavier meditieren

---

Interviews mit Musikern zur Bewerbung von Tourneen und neuen Alben könnte man zu mindestens neunzig Prozent von Künstlicher Intelligenz schreiben lassen. Garantierte Textbausteine wären: „Ich wollte immer schon“ (nämlich: dieses Werk spielen oder mit jenem Kollegen auftreten) und natürlich „Die Zusammenarbeit war wahnsinnig toll“. Auch ein Satz wie: „Das ist vom ersten Takt an Musik“ – als verkaufsförderndes Intensitätsversprechen – passt zu Brahms genauso gut wie zu Bach oder Rachmaninow. Die gängigen Münzen der Redensartlichkeit sind inflationär im Umlauf.

Ein Dirigent wie der 1939 in Warschau geborene Marek Janowski hat von solchem Kunstgeschwätz seit Langem genug. Er liest zwar gern, aber „vor allem in der überregionalen Presse die politischen Seiten und die politischen Kommentare, nicht die Feuilletonseiten, das habe ich mir längst abgewöhnt“, gesteht er dem Journalisten Carsten Tesch in dem – sagen wir mal: ungewöhnlichen – Interviewband „Die Möglichkeit einer gewissen Distanz“ (Schott Verlag), den Claudia Woldt zum fünfundachtzigsten Geburtstag Janowskis herausgebracht hat. Das Feuilleton ist für Janowski eine Art Kloake der kulturpolitischen Heimtücke und der ästhetischen Inkompetenz. Vor allem nimmt er es der Kritikerkaste übel, das „Regietheater“ in der Oper hochgeschrieben und damit als deutschen Normfall etabliert zu haben, denn „nach wie vor halte ich diese Entwicklung für falsch, für der Würde der Werke nicht angemessen. So möchte ich es mal ausdrücken, und das macht mich eigentlich nicht mehr wütend, es macht mich resignierend traurig“.

Janowski, der sich selbst „du alter Sack“ nennt, wenn er mit sich redet, sorgt in den Gesprächen für eine Sachlichkeit, wie man sie in den Feuilletons tatsächlich nicht oft findet. So gibt er zu, den konzertanten Zyklus mit Richard Wagners „Ring des Nibelungen“ Anfang 1986 in Paris mit dem Orchestre philharmonique de Radio France zwar auch aus künstlerischen Gründen gemacht, aber ebenso mit einem stadtpolitischen Kalkül als Event inszeniert zu haben: „Damit fing es an, dass das arrogante, hochbürgerliche, schnöselige Pariser Publikum dieses Orchester langsam ernst nahm.“ Und über Pierre Boulez, der in Paris eine Art Todfeind Janowskis gewesen sein muss, erfahren wir, dass er wie ein Mafiapate oder ein ästhetischer Diktator die Musikpolitik Frankreichs bestimmte: erst über die Präsidentengattin „Madame Pompidou“ (der Anklang an „Madame Pompadour“ dürfte bewusst gesucht sein), dann über die direkte Telefonverbindung in den Élysée-Palast zu Jacques Attali und François Mitterrand.

Wie er selbst mit Politikern redet, verschweigt Janowski auch nicht: Es müsse klargestellt sein, dass sie bei einem Gesprächstermin Zeit für ihn haben. Dann sei aber wichtig, „die Thematik so anzugehen, dass das Wesentliche in zehn Minuten erledigt ist. Und nicht dass ein Oberbürgermeister oder der Prinz Rainier das Gefühl haben, ich säße jetzt da und nutze ihre Zeit aus, um eine Stunde über alles Mögliche zu reden.“

Über alles Mögliche redet zwar auch Eric Schoones in seinem ebenfalls bei Schott erschienenen Band „Die Wege der Meister. Zen in der Musik“, aber die befragten Musikerinnen und Musiker erzählen ihm Dinge, die im Marketingsprech des Betriebs für gewöhnlich nicht vorkommen. Wo uns heute spirituelle Posen „Tiefe“ verkaufen wollen, sagt die Pianistin Maria João Pires: „Ich mag es nicht, wenn Leute meditierend am Klavier hocken, bevor sie anfangen zu spielen. Ich muss sofort anfangen, und ich finde, Konzentration im Sinne von Fokussierung und Ausschluss von allem, was einen umgibt, ist nicht gut. Diese Konzentration ist das Gegenteil davon, wach und offen zu sein. Konzentration verschließt dich. Manchmal benutze ich sie, und dann verliere ich meine Schlüssel, vergesse mein Handy oder meine Brille, aber zum Spielen setze ich niemals auf Konzentration.“ „Denn“, so fährt sie fort, „der Moment des Spielens ist für mich kein Moment der Konzentration oder der Kontrolle. Es ist ein Moment der Offenheit.“

Ihr Kollege Alfred Brendel gibt unumwunden zu: „Alles, was mit Religion zu tun hat, ist für mich eine Schimäre, ein Trugschluss.“ Einzig dem Buddhismus gegenüber hegt er einige Sympathien. Doch letztlich denkt er über Meditation und Klavierspiel ganz ähnlich wie Pires: „Ich weiß zu wenig über Zen und glaube nicht, dass man innerlich leer sein sollte, um die Geister zu beschwören. Der Geist muss schon da sein. Aber ich glaube, dass man mit der richtigen Vorbereitung manchmal die Vorstellung haben kann, dass man geführt wird. Leute, die vor dem Spielen in einer Art Meditationshaltung dasitzen und sich die Knie reiben, irritieren mich. Man sollte den Klavierhocker vor dem Konzert ausprobieren und eine klare Vorstellung vom Charakter des ersten Stücks haben, damit man das sofort vermitteln kann.“

Die Nähe von Brendel und Pires verblüfft, sind doch beide pianistisch ganz unterschiedliche Temperamente mit sehr verschiedenen Vorlieben. Aber sie ist ein gutes Zeichen, dass hier im Sprechen über das Spielen Sachbezug waltet.

JAN BRACHMANN